

Giekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die blonde Drossel.

Roman von E. Fahrenow.
(Fortsetzung.)

Glück hatte der schöne Rietbling auch jetzt wieder. Denn schon am nächsten Tage, als er nachmittags bei Kurzius saß, erschien Frau Ulrich wieder bei diesem und wünschte nunmehr ihr Testament zu notarieller Form aufnehmen zu lassen.

Es wurde ein Zeuge herbeigeholt, ein Kaufmann, der in der Nähe wohnte, als zweiter Zeuge diente der Referendar Heinz Rietbling.

Und so erfuhr dieser nochmals bis in alle Einzelheiten hinein, was er vorher schon erlauscht hatte. Seine gute Laune wuchs mit Riesengeschwindigkeit. Die alte Ulrich war ja noch viel reicher, als er gewußt hatte!

Ein weiteres Glück war es, daß der Monats-Erste wieder herannahte und er nun Geld genug hatte, um eine kleine Reise unternehmen zu können.

Bei dem Justizrat erbat er sich einige Tage Urlaub, um nach der Heimat reisen zu können, wo ihn hochwichtige Beschreibungen erwarteten.

Und am nächsten Tage lag er in Dortmund in einem der ersten Hotels ab und wanderte dann sogleich auf das Wohnungs-Meldeamt, um sich zu vergewissern, wo Herr August Stockton seine Wohnung und demnach auch sein Laboratorium aufgeschlagen hatte.

17. Kapitel.

„Gibt es einen Zufall?“ murmelte Therese Berber, als sie in einem Stappenzazarett im Westen unter den Leichtverwundeten auch einen Bizefeldwebel traf, der unverkennbar Herr Amadens Kirchler war.

Er erkannte sie nicht sofort, weil er in einem durch Morphium herbeigeführten Halbchlummer lag; man hatte ihm eine schmerzhaft kleine Operation am Kopfe dadurch erleichtern wollen, und Therese dankte im stillen dem Stabsarzt für diese Zartheit.

Sie wollte nun keinen Preis von dem tapfern Photographen erkannt werden, denn zu genau war ihr das letzte Gespräch mit ihm im Gedächtnis geblieben.

Flugs ging sie, nachdem sie den Assistenzarzt, dem sie half, bis zur letzten Lagerstatt begleitet, wieder hinaus und eilte zu dem guten, graubärtigen Oberstabsarzt, der sie schon seit Wochen kannte und schätzte.

„Nun, Schwesterchen, was gibt's denn?“ fragte er sie.

„Sie kommen ja angeschossen wie eine Granate.“

„Bloß nicht so explosiv!“ antwortete sie. „Ich habe eine große Bitte, Herr Oberstabsarzt! Sie fahren doch jetzt weiter, nicht wahr? Und Sie sagten mir doch, daß drüben in dem Seuchenlazarett noch Hilfe fehlt?“

„Ja, Schwester, das habe ich wohl gesagt. Aber der Dienst ist dort noch anstrengender als hier. Und Sie haben schon das Menschenmögliche geleistet.“

Therese machte ihre hübschesten Augen.

„Ach, bitte schön, Herr Oberstabsarzt, nehmen Sie mich doch mit. In Ihrem Auto ist ja noch Platz. Ich möchte so gern bei den Typhuskranken Dienst tun.“

„Sie sind ein Bracktkerl, Schwester. Uebrigens, wenn Sie auch ein bißchen blaß geworden sind, Kräfte haben Sie wirklich noch mehr, als die meisten Ihrer Kolleginnen. Also kommen Sie nur, ich nehme Sie mit.“

„Dem Himmel sei Dank!“ dachte Therese, als sie zwischen den bis an die Zähne bewaffneten Männern dahinfuhr. „Lieber will ich Todkrank pflegen, als dem sieberfüllten Fachgenossen begegnen! Das fehlte mir ja noch!“

Aber Therese wußte nicht, daß sie einer kleinen Unannehmlichkeit ausgewichen war, um viel schwerer wiegenden Schicksalsfügungen entgegenzugehen.

Auf der Fahrt wurde kaum ein Wort gesprochen. Alle diese Männer hatten zu viel des Furchtbaren in den vergangenen Wochen gesehen, um Lust an überflüssigen Gesprächen zu haben. Wohl kannten die erfahrenen Ärzte die Schreden des Todes schon lange Jahre gar genau. Aber nicht so oft und so in Massen hatten sie das junge, frische Leben dahinströmen sehen, wie hier.

Ernst blickten alle diese Augen, fest geschlossen blieben die Lippen unter den wieder zu Ehren gekommenen Vollbärten. Und Therese hatte Zeit, nachzudenken, was auch ihr seit vielen Wochen nicht vergönnt gewesen war.

Ihr frohes Lachen war verstummt. Doch das liebe, aufrichtige Lächeln, der sonnige Ausdruck in ihrem Gesicht, der war geblieben, und der war schon unzählige Male eine bessere Arznei am Wundbett gewesen als alle die herrlichen und erprobten Mittel, die mit so großer Sorgfalt angewandt wurden.

Manch junges Augenpaar hatten Thereses weiche Hände schon zugegriffen, und manchen Seufzer, viele letzte Grüße aufgeschrieben, die dann in die Heimat geschickt wurden.

Sie selbst hatte nur ganz wenige Postkarten nach Hause geschrieben. Auch bezweifelte sie, ob diese angekommen waren, denn bei dem rasenden Ansturm der ersten Zeit, noch bevor die ungeheure Maschinerie der Feldpost regelrecht funktioniert, konnte man nicht auf allzu pünktliche Erledigung rechnen.

Die Fahrt ging jetzt durch einen Wald, der schon tief in herbiliches Bunt gekleidet war.

Die farbenfrohen Augen der jungen Schwester glitten genießend über alle die unglaublich verschiedenen Töne von Goldgelb und Bronzetinten hin. Und tief sog sie den eignen Duft des vermodernden Laubes ein, der sich mischte mit dem würzigen Hauch von Pilzen und letzten Blumen.

Das letzte Mal war sie im Walde gewesen damals mit Ruth zusammen, als sie die Aufnahme von den Reben gemacht hatte.

Wie lange, unendlich lange das her war!

Würde denn jemals wieder dieser fürchterliche Lärm der Schlachten verstummen? Würde man einmal keinen

Kanonendonner, kein Heulen von Granaten mehr hören? Mehr als einmal schon war Therese mit den Sanitätären in gefährliche Nähe der Front gekommen, und sie kannte das Pfeifen der Geschosse aus eigener Erfahrung.

Sie versuchte, indem sie die Augen schloß, sich einen der Nachmittage vorzuzaubern, die sie so besonders gern hatte, Nachmittage, die sie bei einer alten Patentante auf dem Lande verlebte hatte. Die saß dann mit ihr in dem schönen alten Garten auf einem runden Rasenplatz, der eingefast war mit Rosenstämmchen. Und der Duft von gutem Kaffee und frischgebädem Kuchen stieg von dem blütenweiß gedeckten Tische auf, und ein Frieden und Genügen lag über der ländlichen Welt, die sie unbeschreiblich glücklich gemacht hatte.

Würde es jemals wieder so werden?

Sie fuhr zusammen, als eben jetzt ein surrendes Geräusch aus der Luft herabstürzte. Ein Flieger sauste dort unter dem grauen Himmel vorwärts; vielleicht flog er geradewegs in Tod oder Gefangenschaft hinein.

Aber dann raffte sie sich empor, und ein tiefer Atemzug hob ihre Brust: Ueber alle Erwartung herrlich war ja bisher der Sieg auf Sieg erfochten worden! Und daheim im Vaterland läuteten die Siegesglocken, und die deutschen Fahnen wehten von den Häusern.

Und plötzlich stimmte sie halb laut ein Lied an, das sie von jeher gern gehabt, noch bevor es so windbrautschnell volkstümlich geworden war, wie jetzt.

„Stolz weht die Flagge Schwarzweißrot . . .“

Und sie hatte kaum begonnen, da stimmten die ersten, härtigen Männer ein, nicht durchaus melodisch, aber alle mit heller werdenden Mienen.

Und dann hielt der Wagen an vor einer großen Halle, die hier in günstiger, geschützter Lage aufgerichtet war: eine Halle für Flugzeuge, mit anschließender Schmiede und „Werkstätte für Flidarbeit“, wie in großen Buchstaben in Kreide zu lesen war.

„Hier werden Flugzeuge repariert,“ sagte der Oberstabsarzt, „aber hier wird auch noch mehr geleistet. Und ich möchte einen Blick hineintun, weil da ein junger Bekannter von mir am Werke ist. Lange werde ich mich nicht aufhalten.“

Er stieg aus und verschwand hinter dem Eingange.

Nach etwa zehn Minuten kam er wieder heraus, begleitet von einem hochgewachsenen Feldgrauen, bei dessen Anblick wiederum Therese im stillen ausrief: „Gibt es einen Zufall?“

Denn der da eben herantrat und die Anwesenden, auch sie, mit freundlichen Worten und Händebrücken begrüßte, war kein anderer als Hermann Kürow, der Ingenieur, der hier mit wichtigen Neuerungen an den Maschinen beschäftigt war, nachdem er durch eine leichte Verwundung am Fuß vor kurzem aus der Front fortgemußt hatte.

„Herr Kürow!“ rief Therese aus. „Welch ein Wiedersehen! Erkennen Sie mich denn eigentlich?“

„Ja,“ sagte er lächelnd. „Sie sind Ruths große Freundin, Fräulein Werber, nicht wahr?“

„Schwester Therese, unser Stolz!“ setzte der Oberstabsarzt hinzu, indem er einstieg. „Lieber Kürow, es ist famos, was ich gesehen habe, aber jetzt dürfen wir uns nicht eine Minute länger aufhalten. Auf Wiedersehen, sobald es irgend geht. Vorwärts, Unteroffizier!“

Therese wäre gar zu gern noch geblieben, hätte wenigstens ein paar Worte mit dem ihr so sympathischen Riesen gesprochen.

Aber sie konnte nur noch zurücknicken, denn der Fahrer hatte schon den erhaltenen Befehl ausgeführt, und Hermann Kürow verbeugte sich vor einer dicken Staubwolke, die sich hinter dem grauen Ungetüm von Kraftwagen wirbelnd erhob.

18. Kapitel.

Franziska Sebius ging, leise pfeifend, mit vergnügter Miene durch ihr großes Glaslager.

Ihr hatte der Krieg gute, vermehrte Einnahmen gebracht, da sie mit Heereslieferungen beschäftigt war. Auch sonst hatte sie Ursache, persönlich zufrieden zu sein, denn die Siegesnachrichten gingen ihr ins Blut wie reiner Wein und belebten alle ihre Seelenkräfte. Sie wirkte in der Stille täglich viel Gutes, sandte unaufhörlich Liebesgaben ins Feld und gab nach Möglichkeit Beiträge nach den verschiedensten Richtungen hin.

Längst hatte sie in ihrem Hause Einouartierung von

Landwehrmännern und auch zum Teil genesenden Verwundeten. Und wer sie nicht kannte, hätte ihren durch den Aneiferfunkelnden Augen nicht so viel Liebe und zarte Güte zugetraut, wie sie in dieser Prüfungszeit entwickelte.

Dabei leitete sie mit gewohnter Umsicht ihr Geschäft und hielt alle Fäden in ihrer kleinen, festen Hand.

Daß Herr August Stockton ihr eine besondere Hilfe werden würde, hatte sie nie erwartet; sie war also auch nicht enttäuscht, als sie sah, daß ihn der Krieg vollkommen unberührt ließ.

Was ging ihn der Krieg an?

Er hatte sich nach und nach so fest hineingelebt in seine amerikanische Maske, daß er gleichgültig und erhaben nur zuhörte, wenn der Stammtisch kennegeierete.

Einmal hatte ihn Herr Wecker ganz bissig gefragt, ob er denn „als Amerikaner“ ebenfalls ein ergebener Vasall von England sein und es für „ehrliche Neutralität“ hielte, an England und Frankreich Waffen und Munition zu liefern?

„Was? Das tun wir?“ hatte er ahnungslos gefragt.

„Na, Herr Stockton, lesen Sie denn gar keine Zeitungen?“

„Nein, das tue ich aus Prinzip nicht. Die deutschen Zeitungen sind doch allesamt Käseblätter.“

„Ach, was Sie sagen! Es gibt vermutlich wirkliche Zeitungen nur in Amerika? Nun, dann lassen Sie es sich also gesagt sein, daß Ihre lieben Landsleute sich in der lächerlichsten Weise von England Vorschriften machen lassen, und daß ganz Amerika vor England automatenhaft dienert und knixt.“

„Verdammt!“ brüllte Stockton, indem er mit der Faust auf den Tisch schlug.

Dieser Ausbruch kam so unerwartet, daß die ganze Tafelrunde erstaunt zusammenfuhr.

„Hol sie der Henker!“ schrie Stockton noch einmal. „Das ist eine Gemeinheit, wenn es wahr ist!“

„Es ist wahr. Also Sie lieben England nicht?“

Da spuckte Herr August Stockton so ergiebig und kunstvoll über alle Anwesenden hinweg bis in die hinterste Ecke des Saals, als befände er sich noch in Buffalo und sähe zwischen Pferdeknechten.

„Prost!“ rief ihm sein Gegenüber zu, indem er das Glas lachend erhob. „Es scheint also doch Ihr deutsches Blut noch nicht ganz erloschen zu sein.“

Alle tranken mit, nur Herr Wecker nicht. Er trug seinen Groll gegen Ruth so wohlverstant im Herzen, daß er auch gegen deren Vater nicht anders als feindselig empfinden konnte. Durch Frau Sebius hatte er vernommen, daß es Ruth vortrefflich ging, und daß sie ihre „Undankbarkeit“ gegen Wecker nicht im mindesten zu bereuen brauche.

Der alternde Seladon mußte wohl oder übel fertig werden mit den Gluten, die in ihm aufgeladert waren. Er tat es mit sauerer Miene und glaubte, die Welt ohne nichts von alledem. Dennoch war etwas von seinem vergeblichen Johannistrieb unter die Leute gedrungen, und er hatte es nur den überwältigenden Zeitereignissen zu danken, daß trotzdem diese für eine kleinere Stadt so interessanten Dinge jetzt ganz vergessen waren.

Es war an einem dieser Tage, daß Frau Sebius zu ihrem Erstaunen nach Feierabend Herrn Stockton auf der schon herbstlich fahlen Promenade begegnete. Er war begleitet von einem ungemein eleganten, schlanken, jungen Herrn, der sie einen Moment stehend ansah und dann, zugleich mit Stockton, lächelnd grüßte.

Wo hatte sie doch diesen bildhübschen Menschen schon gesehen? Sie besann sich, blickte sich sogar unerhörterweise noch einmal nach ihm um, konnte aber nicht darauf kommen.

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Freunde.

Modernes Märchen von Paul Alexander Schettler.
Ein Zylinder und ein Helm schlossen Freundschaft miteinander. Sie gingen an ein und demselben Reiderständer, freilich nur eine kurze Zeit, aber diese genügte, um ihnen eine gegenfeitige Zuneigung zu erwecken. Noch vor kurzem hatte den Zylinder die Einsamkeit geplagt, zum ersten Male hatte er in seinem Leben so etwas wie Langeweile gespürt. Er war gewiß nicht verdoht, er konnte zum Sterben langweilige Gesellschaftsabende. Er hatte Audienzen und Besuche hinter sich, Hochzeiten und Begräbnisse, Gelegenheiten, die eben nur ein Zylinder mit heroischem Gleichmut zu ertragen vermag. Aber seit er zum letzten Male von einer

Widwitsfeier nach Haus gekommen und an diesen Kleiderhalter gefüllt worden war, war eine endlos lange Zeit vergangen, ohne daß eine Hand ihm lieblos den glänzenden Wiberpelz glattgestrichen hätte, ohne daß er die gewohnte Morgenpazierfahrt durch die Straßen machen durfte. Denn er ging selten, er fuhr nur. Ihn aber hing er und feht und leise senkte sich der Staub auf seine glänzende Außenseite. Und der Zylinder versiel in den Zustand aller vereinsamten Leute, er begann zu grübeln.

Seltam — dachte er — ganz seltam, welsch eine Zeit herrscht heute, daß man nicht vergessen konnte, mich, den Freund der Aristokraten. Ob es wohl meinesgleichen ebenso geht? Ob sie am Ende eine neue Mode aufgebracht haben? Wie, oder ob es noch etwas Vornehmeres gibt als meinesgleichen? Wenn ich doch wenigstens noch einmal eine Spazierfahrt durch die Stadt machen könnte, um zu sehen, welche Mode heute herrscht.

Da kam ein unerwarteter Gast, der Helm am Kleiderhalter, zu Besuch. Die Begrüßung zwischen den beiden sehr verschiedenartigen Leuten fiel, wie man sich denken kann, zuerst sehr kühl und mißtrauisch aus. Der Zylinder war höflich und distinktiert, wenigleich es ihm scheinlich peinlich war, daß ihn der Staub eines langen Wartens und Grübelns bedeckte. Aber der Helm sah durchaus nicht sauberer aus. Nicht allein, daß Staub und Schweiß ihm alles Härzende genommen hatten, er war auch noch, und das zeigte der Helm sogar mit einem gewissen Stolz, durchlöchert.

„Wie?“ räusperte sich der Zylinder höflich-erkant, als sie deshalb ins Gespräch gekommen waren, „ist denn die neueste Mode, äh, ein Hut, der durchlöchert ist?“

„Versteht sich, Kamrad!“ schnarrte der Helm, „mit oder ohne Löcher, ganz gleich, aber ein Helm muß es sein — Zylinder — heute durchaus unmodern.“

Dem Zylinder gab es einen Stich. Das Wort „unmodern“ war für ihn der Tod, und er hätte gern dem berden Helm — recht von oben herab — eine Abfuhr erteilt. Aber er besann sich, daß er ja bestaubt und aus der Mode gekommen war. Er fragte also etwas unsicher: „Seit wann, wenn ich fragen darf, hat sich dieser Geschmacksuntug, äh, Umänderung vorkommen?“

„Seit dem Krieg!“ grunzte der Helm. „Krieg?“ säufelte erkant der Zylinder. „Das ist ja entsehlisch. Und davon weiß ich gar nichts.“

„Om!“ brumnte der Helm und rasselte mützig mit der Schwuppenkette. „Was sollen Sie vom Krieg wissen, Berehrtester? Erleben muß man das, mit dabei sein Tag und Nacht — und dann selbst ein paar Augen abbekommen — und dann kann man davon reden.“ Er versiel in ein dumpfes Brüten.

„Aber warum schweigen Sie, lieber Freund?“ begann der Zylinder wieder, „glauben Sie, das interessiert mich. Wenn man, wie ich, so monatelang abgeschnitten von aller Welt seine Tage verbringen muß — reden Sie, erzählen Sie!“

„Om!“ sagte der Helm, „ich habe nur kurzen Urlaub, aber wenn Sie's interessiert, will ich erzählen.“

Und er sprach von seinem Auszug in Feindesland, von Kämpfen und Schlachten, von schweren Tagen und siegreichen Stunden, und während der Helm erzählte, schien es dem Zylinder plöhllich, als ob der alte Helm in neuem Glanze erstrahlte, oder war es nur die Mittagssonne, die einen heiligen Schein auf die Fideleshaube warf? Der Helm erzählte von morgens bis abends, und dann wieder den nächsten Tag von morgens bis abends und so fort, bis sein Urlaub herum war. Der Zylinder aber hatte wie gebannt all diesem gelauscht, seine Eitelkeit war zusammengekrummt, eine ungeheure Hochachtung erfüllte ihn vor dem glücklicheren Nachbar.

Als die Witschtedsstunde schlug, waren sie Freunde geworden.

„Nun wollen Sie wieder hinaus?“ fragte der Zylinder.

„Bis der Friede erkämpft sein wird.“ sagte kurz der Helm.

„Und dann?“

„Dann?“ Der Helm lächelte. „Wird es an Ihnen sein, mein Werk fortzusetzen. Wollen Sie das?“

„Das will ich —“ gelobte der Zylinder. „Ich werde also dann wieder Mode werden, glauben Sie?“

„Glauben? Das weiß ich!“ rief der Helm zuversichtlich. „Warten Sie auf mich, lieber Freund, wenn ich wiederkomme, wird Ihre Zeit kommen. Gott befohlen.“

Seitdem hängt der Zylinder wieder allein an seinem Kleiderhalter.

Die Zeit vergeht langsam — langsam. Aber seltam, der Zylinder empfindet nichts mehr von Langeweile, von Mühsen. Er achtet nicht des Staubes, der sich auf ihn legt. Er denkt an seinen Freund, den Helm, den er draußen in der Schlacht weiß, er träumt von seinen Tagen voll Not und Sieg und, indem er still und gefast der Wiederkehr seines Freundes harret, bereitet er sich auf sein Werk vor, das würdig sich den kühnen Taten des Helms erweisen soll, das Friedenswert.

Erntefreuden und Erntefeste vor 100 Jahren.

In diesen Tagen des zuversichtlichen Hoffens auf die kommenden Ernteseit ist es von besonderem Interesse, an die über alles Erwarten glänzende Erfüllung zu erinnern, die den Erwartungen einer glücklichen Ernte vor genau einem Jahrhundert beschieden

war und die damals das deutsche Volk von drückender Sorge befreite. Die schlechte Ernte des Jahres 1816 hatte die letzten Monate vor der Ernte 1917 in manchen deutschen Gegenden, vor allem in den Rheinprovinzen und in Westfalen, zu einer wahren Leidenszeit für die betroffene Bevölkerung gestaltet, an der selbst das Eingreifen des Königs Friedrich Wilhelm III., der zur Abhilfe des Kornmangels in Westdeutschland zwei Millionen Taler aufgeboten hatte, eine für die damalige Zeit ganz stattliche Summe, recht wenig hatte ändern können. So wandte sich denn naturgemäß alle Hoffnung der neuen Ernte zu, von der man sich, da das Getreide allenthalben sehr gut stand, eine reich Entschädigung für die zu Ende gehenden Tage schlimmsten Mangels versprach. Der Juli zog ins Land und mit ihm ein Erntesegen, der alle Erwartungen übertraf. Zeitungsberichte aus jener Zeit lassen uns einen Einblick tun in die Erhebung der Gemüter, die in förmlichen Volksfesten ihren Ausdruck fand. So meldet ein Berichterstatter aus Frankfurt a. M. unterm 8. Juli: „Gestern war ich Zeuge einer Feierlichkeit, wie man sie in Frankfurt vielleicht nie oder wenigstens seit undenklichen Jahren nicht sah.“ Und er schildert dann in lebhaften Farben, wie es in den Straßen der alten Goethestadt in den Nachmittagsstunden von Menschen wimmelte, die in Festtagskleidern hinausjogen vor das Stadttor, denn es war kund geworden, daß der erste beladene Erntewagen, der des Frankfurter Bürgers und Gashalters Schmidt, in feierlicher Weise eingeholt werden solle. Etwa um 5 Uhr kam der Wagen aus dem Kornfelde herausgefahren inmitten einer Schar von Schüttern und Schütterninnen, die Erntelieder sangen. Er war von sechs prächtigen, mit Bändern und Blumen geschmückten Pferden gezogen und mit Girlanden von Kornblumen und Feldblumenstränken geschmückt. Auf der Vorderseite prangte der Frankfurter Adler und eine Aufschrift, lautend: „Dies geschieht Gott zu Ehren, weil er uns will reichlich nähren.“ Ein anderer Spruch auf der Hinterseite lautete: „An Gottes Segen ist alles gelegen.“ Am Stadttore war eine Musikpalle aufgestellt, die beim Nahen des Wagens ihre Weisen erschallen ließ. Dann setzte der Chor der versammelten und spalterbildenden Schuljugend ein, und brausend „ach ja, ach ja, ach ja, ach ja, ach ja, ach ja, ach ja, ach ja, ach ja.“ In feierlichem Zuge ging es hierauf unter Abtönen von Hymnen bis vor die St. Katharinenkirche, wo eine mit Blumen geschmückte Tribüne war, auf der der Senat der Stadt Frankfurt Platz genommen hatte. Es war ein die Dergen mächtig padender Anblick, wie die ungeheure Volksmenge, die den Platz dicht füllte und auch alle Fenster und Balkons der umliegenden Häuser mit Beschlag gelegt hatte, begierig war, an der Weiße der Feierschande teilzunehmen, der ein Geislicher durch eine festliche Ansprache besonderen Ausdruck verlieh. „Fast kein Auge blieb tränenlos.“ so berichtet der Korrespondent, dem wir die vorstehenden Einzelheiten verdanken, wörtlich, „jeder beiferte sich, eine Aehre von dem Wagen zu erhalten, um dieselbe als Andenken überstandener Not für seine Nachkommen aufzubewahren.“ Nachdem der Geisliche gesprochen hatte, stimmte die Versammlung das Lied „Nun danket alle Gott“ an. Dann fuhr der Wagen, während die Menge Volks sich teils zerstreute, teils ihn begleitete, nach Hause. So endete vor 100 Jahren das für Frankfurt so denkwürdige Fest des Einbringens des ersten Erntesegens. Aus anderen Städten Westdeutschlands wurden ähnliche Kundgebungen gemeldet. Sehr feierlich muß es u. a. in Kreuznach zugegangen sein. Unterm 3. Juli 1817 wird von dort geschrieben: „Diesen Abend um 5 Uhr sind die zwei ersten Wagen voll Frucht — es war Wintergerste — nach Hause gefahren worden. Während uns eben noch die traurige Nachricht von 14 verhungerten Menschen niederbeugte, während Wagen mit Brot vom Rhein und von hier aus den unglücklichen Wald- und Gebirgsbewohnern gefandt werden, haben wir nun die Freude, daß die Ernte beginnt. Gott allein die Ehre! Es war ein Volksfest. Die Glocken aller Kirchen wurden geläutet, ein ganz freiwillig und aus Neigung zusammengesetztes Musikkorps führte die beiden geschmückten Wagen zum Stadttore herein und durch alle Straßen. Festlich gekleidete Leute aus allen Ständen kamen ihnen entgegen und gingen von da in die Kirche.“ Soweit die an sich schmucklose und schlichte Berichterstattung der Zeitungen aus dem Jahre 1817 erkennen läßt, nahm das Volk in allen seinen Schichten an diesen Erntevolksfesten überaus imigen Anteil, den man versteht, wenn man die Leiden aus den marmigfachen Meldungen verschiedener Gegenden Deutschlands hat kennen lernen, die dem neuen Erntesege vorausgegangen waren. Westdeutschland war es, wie schon erwähnt, in erster Linie, das von der Getreidenot schwer heimgesucht war, während Ostdeutschland durch seine Kornkammern gut versorgt erschien. Die Getreidetransporte nach dem Westen erfolgten damals zu Wasser: aus der Däsee in die Nordsee, und es kennzeichnet so recht die primitiven Transportverhältnisse der Zeit vor 100 Jahren, wenn es in einer Enderer Notiz vom 7. Juli 1817 heißt: „Wir haben hier eine Erscheinung fast ohne Beispiel gefabt, während der Monate März, April und Mai nur 3 Tage Stillwind zu haben. Die Ankunft aller Getreidetransporte aus der Ost- in die Nordsee ist hierdurch außerordentlich verspätet worden.“

Vermisches.

* Zur Eierkonservierung empfiehlt eine Giegener Hausfrau folgendes Mittel: Die sauber gewaschenen Eier werden

in einem reinen, vorgewaschenen Tümpf, mit Papier bedeckt, an einem kühlen Platz im Keller aufbewahrt. Dies Mittel wurde schon vor erst seit einigen Monaten an, aber, da die Eier heute noch wie frisch sind, werden sie wohl auch den Winter überdauern.

— Butter und Speisereste frisch erhalten. Butter hält man am besten kühl und fest, wenn man, wie die Wochenchrift „Dies Blatt gehört der Hausfrau“ sagt, zwei kleine runde Töpfchen nimmt, den größeren mit Wasser füllt und den kleineren mit der Butter füllt; der Raum zwischen den beiden Töpfchen darf nur dünn mit Butter sein. Dann bindet man den Topf mit einem feuchten, mehrfach übereinander gelegten Tuch zu. Gebratenes und gebackenes Fleisch überdeckt man am besten mit einer Glasglocke und stellt es möglichst in Zugluft. Auch kann man die Glocke noch mit einem nassen Tuch bedecken. Das hält nicht nur die Fleischstücke fern, sondern schützt auch ziemlich die Luft ab, wodurch sich die Haltbarkeit verlängert. Allerdings ist trotz allem an heißen Tagen das Frischhalten von Fleisch ohne Eis abzukürzen. Hat man Fleisch mit Soße, so ist dieses am besten in einem kleinen Steintopf aufzubehalten, den man zur Kühlung noch in Wasser stellen kann. Für Reste von aufgeschnittenem Fleisch eignen sich am besten flache Butterböden, in die man die Fleischscheiben fest aufeinanderlegt, südet und dann mit einem nassen Tuch überdeckt. Wo ein Eisdrank fehlt, muß die Speisekammer ein Gaseisenrohr und eine ableitende dunstige Gardine haben. Das Fenster muß während der Nacht geschlossen werden.

* Richtige Geleebereitung. Es ist wichtig, daß bei der Geleebereitung die Früchte nicht zu reif sind, denn nur im unreifen Stadium enthalten sie eine natürliche Gallertmasse, das Pektin. Der beste Beweis hierfür ist, wie wir der Wochenchrift „Dies Blatt gehört der Hausfrau“ entnehmen, das Apfelsäure, das kann man aus reifen Äpfeln niemals fochen, aber Fallobst gibt sehr gutes Gelee. Um den Saft für das Gelee zu gewinnen, gibt man die Frucht in den Kochtopf, (es muß ein ganz reiner, fettfreier Emailletopf sein), bringt die Früchte nur mit dem Wasser, das noch daran hängt, auf ziemlich schnelles Feuer und deckt sie zu. Einige fochen dürfen sie nicht, nur 1/2, höchstens 3/4 Stunden; dann legt man sie auf ein Tuch, das über die Ränder eines umgekehrten Stuhles gespannt ist. Der Saft muß allein durchlaufen, er darf nicht der geringsten Pressung ausgesetzt werden, sonst wird das Gelee trübe. Wenn er durchgelaufen ist, hat man inzwischen den Zucker angefeuchtet und gekocht, bis er Blasen wirft. Den so gewaschenen Zucker setzt man dem Saft unter ständigem Rühren zu. Es darf das Feuer nicht mild, aber auch nicht zu stark sein. Dann bis zur Geleprobe kochen! Wenn man die richtige Geleprobe verpaßt, so erhält man einen Sirup. Wenn die Masse sich dicklich zu ziehen anfängt, beginnt die Geleprobe. Man gibt einige Tropfen auf einen Teller. Erstarrt es, kalt geworden, bald, ist der Gelee gut. Dann füllt man es in heiße Gläser und läßt diese stehen, bis sie abgekühlt sind und sich das bekannte Häutchen gebildet hat. Das Häutchen ist ein guter Schutz gegen die Bakterien. Dann erst verbindet man die Gläser.

Büchertisch.

— Manz, Gustav: Martin Luther im deutschen Wort und Lied. Gedanken und Gedächtnis deutscher Männer aus vier Jahrhunderten. Eine Festgabe zum 400-jährigen Gedächtnis der Reformation. Verlag des Evangelischen Bundes in Berlin W 35. Gr. 8°. 240 S. Geh. 2 Mk., geb. 2,50 Mk. in Leinwand 3 Mk. — Das Buch verdankt seine Entstehung dem Wunsche des Evangelischen Bundes, im Gedächtnisjahr der Reformation eine zusammenfassende Umschau über den Wandel des Lutherbildes in vier Jahrhunderten zu bieten, sowie den eigenen Wünschen des Verfassers, gesinnungsverwandten Männern und Frauen über der heranreifenden Jugend vom Wesen und Wirken des Erneuerers des evangelischen Glaubens zu künden, nicht was er selbst dieser großen Persönlichkeit verdankt, sondern wie diese gewaltige Persönlichkeit sich bei Zeitgenossen und späteren Geschlechtern, bei Freund und Feind, bei Fürst und Volk, bei Gelehrten und Predigern, bei Philosophen und Geschichtsschreibern, bei Sprachforschern und Literaturhistorikern, bei Künstlern und Dichtern widerspiegelt.

— Neue Frauenkleidung und Frauenkultur. Organ des Verbandes für Deutsche Frauenkleidung und Frauenkultur. Schriftleitung: Klara Sander, Ehe Wirminghaus, beide in Köln. Verlag der G. Braunschen Hofbuchdruckerei in Karlsruhe. Jährlich 10 Hefte in Hoch-Quart mit zahlreichen Abbildungen und Zeichnungen auf Kunstdruckpapier, sowie Schnittmusterbogen. Preis fürs Jahr 6 Mk., fürs Halbjahr 3 Mk. Probehefte un berechnet und portofrei. Aus dem Inhalt des Juni-Hefes: Kleidung für Stadt und Land. — Wege zur deutschen Tracht. — Die Bedeutung der Heimarbeit. — Ein Kapitel zur Erziehung deutscher Frauen. — Elisabeth Grunau-Röhme. — Verchiedenes: Aus alten Truben. — Die Geschmacksbildung der Verkäuferin. — Eine Frauenkonferenz zur Alkoholfrage. — Ein Notgesetz zur Frage der Frauen-Zimmern. — Die zweite Generalversammlung des Verbandes deutscher Hausfrauenvereine. — Gegen den Kleiderluxus auf der Bühne. — Die Kleidermode in bezug auf behördliche Bestimmungen. — Aufruf zur Ermittlung deutscher bodenständiger

Heimarbeit und Volkstanz. — Vereinsmitteilungen. — Beschreibung der Kleider. — Schnittmusterbogen.

— Haus und Wohnung. Zeitschrift für Hausbau und Wohnungsausstattung. Begründet 1903. Herausgegeben von Direktor E. Wigt. Jeder Band 12 Hefte, einzeln je 1,20 Mk. (Vollständig gebunden 15 Mk.) Probeband mit 250 Abbildungen 2,50 Mk. Kleine Ausgabe 40 Fig. das Heft portofrei vom Heimkulturverlag, Wiesbaden.

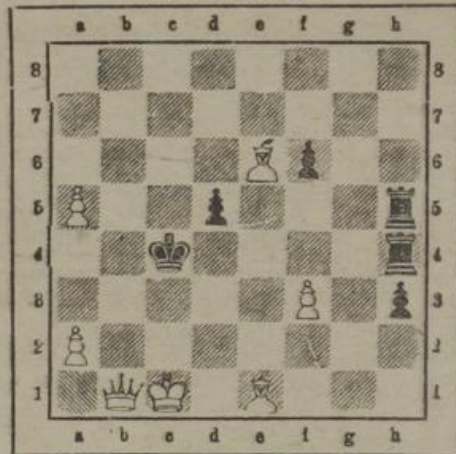
— Heimstätten für Kriegsteilnehmer. Deutschlands Kämpfern und Kämpfern gewidmet von der Gesellschaft für Heimkultur e. B. durch ihren Direktor Emil Wigt, Wiesbaden, Mit Geleitworten unserer Kriegsminister und Oberbefehlshaber und 125 Abbildungen. 80 Seiten. 1,20 Mk. portofrei vom Heimkulturverlag, Wiesbaden.

— „Deutsches Volkstum“ (der „Bühne und Welt“ 19. Jahrgang). Monatschrift für das Kunst- und Geistesleben. Herausgeber Wilhelm Diefenbach. — Inhalt des Juniheftes: Gegen Raumismus „Mitteleuropa“ von Paul Wüstrow; Siegfried, das deutsche Heldendrama von Max Geising; Die Dichtung und die Schule von Generalmajor Frhr. v. Ziegefar; Hermann Wette von Willy Rogge; An die Kopfanbeter von Hermann Wette; Savits nachgelassenes Schafeparewerk von Ludwig Schumann; Die Operntendenz von Josef Stolzinger; Das deutsche Genetk in der deutschen Kunst von Carl Wilhelm Schleicher; Mein Ausschluß aus dem Verbands Deutsche Bühnenschriftsteller von Dr. Artur Dinter; ferner Reproduktionen nach Bildern von Theodor Mintrop. Preis des Heftes 60 Fig.; Halbjahresbezug 3,50 Mk. Verlag der Deutschen nationalen Verlagsanstalt Aktiengesellschaft, Hamburg 36.

— Der Farmer (Kriegsausgabe) Herausgeber: F. E. Frhr. v. Grotthaus. Vierteljährlich (6 Hefte) 5 Mark. Einzelheft 90 Fig. Probeheft portofrei (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer). — Aus dem Inhalt des zweiten Juliheftes: Die Probleme des Ländlichen. Von Dr. Georg Biedenbach. — Eine Pfingstfahrt nach Norland. Von Karl Stord (Schluß). — Entweder — Oder. Ein Rückblick und eine Abrechnung. — Musik. Von Walter Wolff. — Reichsdeutsche Dessenlichkeit und Deutsch-Österreich. Von Karl Hermann. — Auf der Straßenbahn in Holland. Ein Erlebnis von M. Rilke. — Erbrecht und Pflichtteilsanspruch des Reiches. Von Landrichter Dr. jur. und phil. Vovensieben. — Die Tragik Deutsch-Österreichs. — Kriegsziel-Grörterung. — Die Kunst der Fremde. — Die Witzner-Boche. Von Karl Stord. — Farmers Tagebuch. Der Krieg. — Auf der Marie. — Kunstbeilagen. — Notenbeilagen.

Schach-Aufgabe.

Von F. Savella.



(7 + 6)

Weiß

Weiß zieht an und zieht mit dem 3. Zuge matt. (Auslösung in nächster Nummer.)

Auflösung der Stataufgabe in voriger Nummer.

V. a e B, a A, K, D, 8; b A, D; d A, D.

M. b B, a 7; c 10, D, 9; d 10, K, 9, 8, 7.

H. d B, a 10, 9; b 10, K, 9, 8, 7; e A, K.

Skat: e 8, 7. Spiel:

1. V a B, a 7, a 9. 2. V e B, b B, a 10 (- 14)

3. M e D, c A, a A. 4. V a 8, c 10, d B (- 12)

5. H b K, b D, d 10 (- 17) Das Abwerfen ist richtig. Der

Spieler mußte berücksichtigen, daß er b D auf b 10 geben könnte, sodas der Stich bei entsprechender Wimmelung von M den Gegnern 23 einbrächte; andererseits war es auch möglich, daß M ein leeres Blatt von b bedienen mußte.

6. H b 7, b A, d 7

Der Spieler bleibt am Stich und muß selbst mit d kommen. Er gibt noch ab: d D, d K, b 10 (- 17), wodurch die Gegner auf 60 kommen.